

# OFFENHEIT, AUFMERKSAMKEIT, EMPATHIE – REZENSION ZU: MARK GALLIKER (2013), SPRACHPSYCHOLOGIE

Die Autorin ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Deutsche Sprache in Mannheim.

Gallikers üppig gefülltes, komplexes Überblicksbuch fasst Sprachpsychologie in erweitertem Sinne auf und beantwortet sechs Leitfragen:

1. Wie hat sich die spezifisch menschliche Sprache herauskristallisiert?
2. Wie lernen Kinder sprechen?
3. Wie produzieren wir Sprache?
4. Wie interpretieren wir Sprache?
5. Wie verständigen wir uns?
6. Wie schreiben und lesen wir?

## Wie hat sich unsere spezifisch menschliche Sprache herauskristallisiert?

Unsere Voreltern entwickelten standardisierte, komplexe, tradierbare, teilweise multifunktionale Werkzeuge vor allem für die Jagd, deren Erfolg auch von der erfolgreichen Koordination durch Zurufe abhing (S. 26). Sie bildeten lautlose Zeichen, zum Beispiel bewusst hinterlassene Fußspuren oder geknickte Äste. Solche Zeichen gelten als Keime schriftlicher Zeichen, als Keime der Schrift; der Philosoph

Jacques Derrida bezweifelt auch deshalb das Primat der Laut- vor der Schriftsprache (S. 201). Unsere Voreltern domestizierten Pflanzen und Tiere, was die intellektuelle Leistung des geduldigen, akkumulativen Wahlvermögens voraussetzt (S. 27); sie bevorrateten sich nicht nur, sondern handelten auch mit Überschuss; sie schafften sich Raum und Zeit für den Luxus der spezifisch menschlichen Kultur – all dies erfordert eine zumindest artikulierte, besser noch: eine grammatikalisierte Kommunikation (S. 28) mit bewusst geformten Zeichen (S. 33). Die so ausgestaltete Sprache prägte schließlich Wahrnehmung und Denken, also unsere „kognitive Verarbeitung der Wirklichkeit“ (S. 45).

## Wie lernen unsere Kinder sprechen?

Ein Kind wird hineingeboren in eine „bedeutungsvolle Umwelt, in der mitunter auch gesprochen wird“ (S. 47). Seine Spiegelneuronen erlauben ihm die empathische Imitation von Sprache (S. 49); es hat Freude am spielerischen Ausprobieren der Laute. Das Kind kommuniziert durch Zeigegesten über Gegenstände und Sachverhalte; es benennt sie allmählich (S. 58). Mit 18 Monaten beherrscht ein Kind aktiv 50 Wörter, die es vielfältig einzusetzen versteht; es kann mit *Hund* zum Beispiel auf einen Hund hinweisen, auf seine Angst vor dem Hund oder auf seinen Wunsch, mit dem Hund zu spielen (S. 61). Ein- bis Zweijährige üben sich in „telegraphischer Sprache“ (S. 67) und entwickeln dabei ein Verständnis

für Grammatik, indem sie Zweiwortsätze wie *Hose weg!* bilden. Nach einer „Benennungsexplosion“ (S. 60) stehen Sechsjährigen bis zu 10.000 Wörter zur Verfügung. Galliker setzt kulturhistorisch an, dass sich Sprechen in der kindlichen Ontogenese vom sozialen Sprechen (mit anderen) zum egozentrischen Sprechen (in der Auseinandersetzung mit dem Selbst) bis hin zum inneren Sprechen, dem Denken in Sprache (S. 78) entwickelt. So kommt es auch beim Kind zum „Primat der Sprache“ vor Wahrnehmung und Denken (S. 155).

## Wie produzieren wir Sprache?

Galliker präferiert das Modell des neuronalen Netzes, in dem sprachaufgeladene Neuronen assoziativ miteinander verknüpft sind (S. 139). Dieses Modell distanziert sich zum Beispiel von der Metapher des Lexikons, denn im „Gehirn ist kein Ort auffindbar, der als ‚Lexikon‘ od. dgl. begriffen werden kann“ (S. 143). Vielmehr produzieren wir Sprache im Rückgriff auf das dynamische neuronale Zusammenspiel. Sprachpsychologisch wichtig sind Galliker dabei die Aspekte Aufmerksamkeit und Öffnung, Aktivierung und Hemmung. Berühmte Hemmungen der Sprachproduktion sind unsere lebenslangen Schwierigkeiten der Wortfindung, namentlich der Namensfindung (S. 151).

### Wie interpretieren wir Sprache?

Auch für die Interpretation, die Rezeption von Sprache sind Aufmerksamkeit und Öffnung relevant. Denn für Galliker entspringt Sprache in erster Linie aus dem menschlichen Bedürfnis nach Kommunikation. So gelingt Zuhören vor allem durch „das Zugehen auf den Sprecher“ (S. 161). Es gilt also nicht nur, bedeutungsunterscheidende lautliche Merkmale zu erkennen (S. 163). Wir machen nicht nur syntaktische Beziehungen zwischen den Zeichen aus oder paradigmatische Beziehungen wie die zwischen *belehren* und *Belehrung* oder *Unterricht* und *Belehrung* (S. 89). Wir orientieren uns nicht nur am sprachlichen Kontext (S. 164). Wir verstehen nicht nur die Beziehungen zwischen Zeichen und Welt und dekodieren nicht nur den verwendeten Sprachcode (S. 103). Es gilt zum Beispiel auch, auf die Sinnkonstanz von Aussagen zu vertrauen (S. 172) und Lügen oder zwischenmenschliche Botschaften herauszulesen (S. 105), etwa einen impliziten Wunsch: Berühmt ist die implizite Bitte, die in einer Aussage steckt wie *Hier ist es aber heiß!* Sprachpsychologisch wichtig sind Galliker dabei die dialogischen, die empathischen Aspekte.

### Wie verständigen wir uns?

Kommunikation funktioniert, weil wir miteinander im Dialog sind. „Nur weil die Gesprächspartner als Mitglieder einer sozialen Gemeinschaft über ein gemeinsames Wissen

von Sprache, sozialen Situationen und Handlungen verfügen, können sie einander verstehen“ (S. 179). Wenn wir besonders viele Gemeinsamkeiten mit jemandem haben, einen „common ground“ (S. 178), können wir mit wenigen sprachlichen Zeichen hochkomplexe Sachverhalte zu verstehen geben (S. 180). Auch hier ist Empathie gefragt, denn die Verständigung mit dem Partner funktioniert umso besser, je besser wir ihn, seine Verständnismöglichkeiten, seine Bereitschaft, seine augenblickliche Befindlichkeit erkennen. Verstehenshilfen sind beim Sprechen außerdem zum Beispiel „Lautstärke, Sprechtempo und Klangfarbe“ (S. 225), beim Lesen zum Beispiel die grafische Textgestaltung. Wir können die Länge und Schwierigkeit einer Mitteilung berücksichtigen (S. 228) und deren Kohärenz und Explizität (S. 231).

### Wie schreiben und lesen wir?

Im Vergleich zur gesprochenen Sprache ist Schriftsprache abstrakt; sie ist „ausgeprägt syntaktisch gegliedert“ (S. 203); es gibt keine intonatorische Hilfe und keinen unmittelbaren Kommunikationspartner. Schriftsprache muss stärker geplant werden; sie ist formell; sie ist linear; sie braucht eine Interpunktion (S. 204). Das ist für den Schreibenden aufwändig, für den Lesenden hilfreich. Er orientiert sich an Buchstaben (S. 213), Wörtern (S. 214)

und Morphemen (S. 216).<sup>1</sup> Beim lauten Lesen für sich selbst und beim Vorlesen für andere „befindet sich der Leser in seinem neuronalen Netzwerk in einem Schriftsprache-system, in dem von Moment zu Moment Segment für Segment visuell präsentiert“ und aktualisiert wird (S. 219). Auch beim stillen Lesen ist der mitgedachte Klang relevant (S. 220), beim Lesen generell die reguläre, gewohnte Orthografie (S. 221).

Galliker behandelt konzise alle wesentlichen wissenschaftlichen Positionen seiner Vor-, Mit- und Gegen-denker und bringt sie mitunter ganz neu in Verbindung. Er untermauert seine Antworten auf die Leitfragen mit Erkenntnissen aus der experimentellen Forschung verschiedenster Disziplinen wie Psychologie, Neurobiologie und klinischer Linguistik. Ausgiebig behandelt er Störungen wie Aphasie oder Legasthenie, die zeigen, wie und warum Kommunikation nicht funktioniert. In Übungen verdeutlicht er unser sprachliches Verhalten: So soll sich der Leser mit einem Gegenüber unterhalten und dabei alles Gesagte „durch eine Bewegung, einen Gesichtsausdruck, den Ton der Stimme, Gelächter oder ein anderes nicht-verbales Verhalten“ wieder auslöschen (S. 110). Präzise aktuelle Lektüreempfehlungen zu jedem Kapitel regen dazu an, sich noch einmal selbst auf Gallikers Themen einzulassen.

Das umfangreiche Glossar (S. 253-278) definiert Begriffe („Amnestische Aphasie: Form der Aphasie oder ‚Sprachlosigkeit‘, die durch Störung der Wortfindung gekennzeichnet ist“) oder weist noch einmal auf Spezifika der im Buch behandelten Phänomene hin („gründliches Textverstehen: Es bietet die Möglichkeit, aus dem Text zu lernen“). Über ein separates Sachregister können auch die Glossareinträge den Passagen des Lehrbuchs zugeordnet werden.

### Anmerkungen

<sup>1</sup> Zum Lesen außerdem aktuell und ausführlich mit zahlreichen Abbildungen: Dehaene, Stanislas (2012): Lesen – Die größte Erfindung der Menschheit und was dabei in unseren Köpfen passiert. Aus dem Französischen von Helmut Reuter. München: btb.